

Buchbesprechungen

Antike und Mittelalter

Peter WIESINGER/Albrecht GREULE, *Baiern und Romanen. Zum Verhältnis der frühmittelalterlichen Ethnien aus der Sicht der Sprachwissenschaft und Namenforschung*, Tübingen 2019, 250 S., ISBN 978-3-7720-8659-5, € 49,99.

Die beiden renommierten germanistischen Sprachhistoriker und Namenkundler legen einen gewichtigen und zentralen Beitrag zu einer neuerdings wieder spannenden Forschungskontroverse vor: Es geht um nicht weniger als die Herkunft der Bayern.¹ Schien diese Herkunftsfrage mit der großen Baiuwarenausstellung in Rosenheim und Mattsee 1988 zum Abschluss gelangt, deren Ergebnisse (S. 14–16) wie auch der bisherige Forschungsstand zur sogenannten Ethnogenese der Baiern² in der Monographie kundig referiert werden, so heben neueste archäologische Untersuchungen besonders die prägende Bedeutung des römischen Erbes hervor, das auch zuvor keineswegs verleugnet worden war. Neben der zunehmend nachgewiesenen Siedlungskontinuität an Römerorten von der Spätantike bis ins Frühmittelalter liefern jüngste Erschließungen von Reihengräbern und Siedlungen im ländlichen Raum reiches Material für weiterführende Bewertungen, die von der unbestreitbaren Tatsache flankiert werden, dass es eine dezidiert germanische Stammesgeschichte der Baiern im Gegensatz etwa zu Langobarden oder Goten nicht gab. Die jüngste archäologische Neubewertung geht bis zur Rückführung von Sprache und Namen der Baiern auf römische bis romanische Wurzeln. Dabei wird auch von archäologischer Seite namenkundlich argumentiert, indem beispielsweise eine Ableitung des Baiernnamens von den »warenschleppenden *Baiuli*« (zu lateinischem *baiulare* für »Lasten tragen, schleppen«) als »Lastenträger« (S. 22) versucht wurde. Albrecht Greule und Peter Wiesinger weisen die Deutung nach längerem und differenziertem Beweisgang aufgrund sprachhistorischer Gesetzmäßigkeiten zurück (S. 39): »Die germanistische Sprachwissenschaft sieht keine andere Möglichkeit als an der schon im 19. Jh. richtig vorgetragenen lautgesetzlichen Etymologie des Baiernnamens als (ur)ger. Sg. **Baiowarjaz* [...] festzuhalten.«

Gleichwohl huldigen Greule und Wiesinger nicht einer schlichten Böhmentheorie und leugnen keineswegs das Nebeneinander von romanisch und althochdeutsch sprechenden Bevölkerungsteilen im frühen Bayern, sondern bemühen sich aufgrund der Analyse etwa der Ortsnamen um eine Quantifizierung, wonach ein Großteil der frühmittelalterlichen Neugründungen eindeutig germanisch zu etymologisieren ist. Auch Ortsnamen mit dem Be-

¹ Zwei Tagungen beziehungsweise Sammelbände haben die jüngste Debatte befeuert: Hubert FEHR/Irmtraut HEITMEIER (Hg.), *Die Anfänge Bayerns. Von Raetien und Noricum zur frühmittelalterlichen Baiuvaria* (Bayerische Landesgeschichte und europäische Regionalgeschichte 1) St. Ottilien 2014; Jochen HABERSTROH/Irmtraut HEITMEIER (Hg.), *Gründerzeit. Siedlung in Bayern zwischen Spätantike und frühem Mittelalter* (Bayerische Landesgeschichte und europäische Regionalgeschichte 3) St. Ottilien 2019.

² In dieser Rezension sowie im Buch von Greule und Wiesinger meint *Baiern* neben Altbayern natürlich ebenso weitgehend das heutige Österreich, wo bis heute (mit Ausnahme des alemannischsprachigen Vorarlbergs) in erster Linie Bairisch gesprochen wird, also *cum grano salis* jenes Gebiet des späteren Stammesherkzogtums der Agilolfinger.

standteil *Walchen* (für eine romanische Gründung sowie Ausgangsbesiedlung) oder Orte, die auf die romanischen Barschalken zurückzuführen sind, lassen sich aufgrund ihrer Wortbildung als letztlich althochdeutsch klassifizieren. Das sprachliche Nebeneinander von Althochdeutsch und Romanisch ging zu Ungunsten des Letzteren aus, wobei sich romanische Sprachinseln um Salzburg durchaus bis ins Hochmittelalter halten konnten, eine Datierung, die gut nachvollziehbar auf sprachhistorischen Gesetzmäßigkeiten beruht. Letztlich wurde eine romanischsprachige Urbevölkerung zunehmend germanisiert, wobei es – wie heute in Bayern – auch Zweisprachigkeit gab (S. 94):

»Ebenso wird gezeigt, wie sich im Lauf von rund 500 Jahren von der Gewinnung des keltischen Königreiches Noricum und der Eroberung Raetiens durch Drusus und Tiberius 15–13 v. Chr. bis zum Ende der Römerherrschaft 476 n. Chr. das Verhältnis von römischer Bewohnerschaft und Germanen entwickelt hat und verlaufen ist. Nicht nur dass es in Friedenszeiten Handel über die Grenzen hinweg gegeben hat, es wurden Germanen auch ständig in das römische Heer aufgenommen und stationiert und ihre Angehörigen als Föderaten angesiedelt, zu denen sie sich selber nach Beendigung ihres Militärdienstes begaben und im römischen Gebiet verblieben. Ferner wurden, um Überfälle und Raubzüge zu verhindern, dauernd germanische Kleingruppen aus den Nachbargebieten als Föderaten in Grenzgebieten angesiedelt. Das führt, wie man in der Gegenwart bei angesiedelten Gastarbeiterfamilien und früh aufgenommenen und integrierten Zuwanderern beobachten kann, zu einer Situation der Mehrsprachigkeit, indem diese Gruppen und Leute in ihren privaten Umkreisen, also in Familien, unter Verwandten und in Freundes- und Bekanntenkreisen sowie in ihren Vereinen und religiösen Zentren ihre mitgebrachte Sprache reden und nur nach Außen ein mehr oder minder gutes oder gebrochenes Deutsch gebrauchen. So darf man sich auch die Sprachverhältnisse von Römern und Germanen in den Provinzen und besonders im Donau- und Voralpenraum vorstellen, die eine romanisch-germanische Zweisprachigkeit waren.«

Diese modern anmutende Zweisprachigkeit samt (aufgrund von annähernd datierbaren Lautgesetzen) zeitlich gestaffelten Folgerungen zur frühmittelalterlichen Siedlungsgeschichte Baierns werden aufgrund einlässlicher Untersuchungen materialreich begründet. Dazu wird ausführlich die Integrierung antik-romanischer Gewässer- und Siedlungsnamen ins Bairisch-Althochdeutsche gezeigt, wobei sprachhistorische Termini auch für Nichtgermanisten stets nachvollziehbar eingeführt werden. Ausführlich beschreiben die beiden Verfasser, deren individueller Beitrag am Gemeinschaftswerk im Buch ausgewiesen wird, etwa die verschiedenen Namensschichten im bairischen Dialektraum, darunter in zeitlicher Staffelung nichtindogermanische Namen, indogermanisch-voreinzelsprachliche Namen, keltische Namen, lateinische und romanische Namen, germanische Namen sowie bairisch-deutsche Namen. Erschöpfend wird auf die Integrierung der antik-romanischen Gewässer- und Siedlungsnamen im Donau- und Voralpenraum eingegangen, wobei auf das Nebeneinander von Baiern und Romanen um Freising, im Salzburger Raum und im südlichen Oberbayern besonders Bezug genommen wird.

Mit Gewinn ist die hier erstmals in dieser Vollständigkeit und philologischen Durchdringung vorgelegte lexikonartige (S. 99–211) Analyse der antik-romanischen Namentraditionen im Donau- und Voralpenraum zwischen Lech und Enns zu benutzen, die Übersichtlichkeit mit neuestem Forschungsstand verknüpft. Hinzu kommen die nicht weniger verdienstvollen, im Anhang abgedruckten, aber in der gesamten Darstellung wiederholt argumentativ beigezogenen Kartenwerke, welche selbst faszinierende Einblicke in die Siedlungsgeschichte Baierns bieten, indem sie etwa die Ortsnamen der bevorzugten Siedlungsgebiete von muttersprachlich romanischen, althochdeutsch-bairischen oder slawischen Baiern zeigen. Der Band stellt nichts weniger als eine Leistungsschau bewährter Namenkunde auf neuestem Forschungsstand dar, wobei aufgrund der zeitlich präzisierten Lautverschiebungen auch eine Datierung der Eindeutschung romanischer Ortsnamen erfolgen kann. Stets erfolgt für

die Etymologien eine philologisch überaus sorgfältige Abwägung samt Referat fallweise kontroverser Deutungen. So betrifft die Frühphase um 600 (S. 63 f.) der sogenannten Zweiten Lautverschiebung etwa den Wandel von *p* zu *pf*, sichtbar beispielsweise in *Ephach* (Epfach bei Landsberg) über **Appiaka* aus älterem *Abodiaco* (S. 145). Ebenfalls vorgermanischen und römisch vermittelten Ursprungs ist der Flussname Lech, wobei romanisches **Licius*/**Licus*, auch **Lica*, »bis spätestens gegen Mitte des 7. Jhs.« mit Senkung des *i* und »Zweiter Lautverschiebung« von inlautenden <*c*> > bair.-ahd. <*hh*> ins Bairische als *Lech* »integriert« wurde (S. 107).³

Darüber hinaus ist das auf dem neuesten namenkundlichen Forschungsstand verfasste Gemeinschaftswerk der beiden erfahrenen Sprachhistoriker, die auch Forschungsdesiderate und künftige namenkundliche Aufgaben etwa bezüglich Altbayerns im Vergleich zu Österreich offen benennen, in allgemeinverständlicher Diktion geschrieben, so dass der Argumentationsgang auch den Nichtfachleuten nachvollziehbar bleibt. Von daher sind dem in erster Linie namenkundlichen Werk viele Leser gerade unter Landeshistorikern und Vertretern der (bezogen auf Raetien und Noricum) provinzialrömischen und frühmittelalterlichen Archäologie zu wünschen, denn die bleibende Aufgabe einer Erforschung der Herkunft der Baiern kann nur interdisziplinär bewältigt werden. Diese immer noch herausfordernde Aufgabe der bairischen Herkunftsbestimmung und frühen Identitätsbildung schließt im Falle Rätiens wohl auch die bayerischen Schwaben mit ein, denn das Bistum Augsburg umfasst ja – bis heute nicht befriedigend erklärt – seit alters neben schwäbischen auch bairische Gebiete. Der materialreiche Beitrag von Albrecht Greule und Peter Wiesinger kann dem künftig intensiver zu führenden Dialog der Disziplinen nur zugute kommen.

Klaus Wolf

Frühe Neuzeit

Gerhard SEIBOLD (Bearb.), Stammbücher aus Schwaben, Alt-Bayern und der Oberpfalz. Fünf kommentierte Editionen (Documenta Augustana 29) Augsburg 2017, 110 S., Bildtl. 116 S., ISBN 978-3-95786-132-0, € 29.

Zu den besonders aufschlussreichen, auf Personen bezogenen Quellen gehört eine Gattung von oft klein- und querformatigen Büchern, die unter dem Begriff »Stammbücher« oder als »Alba amicorum« zusammengefasst wird. Seit der Reformationszeit, zunächst an der Universität Wittenberg nachgewiesen, gab es bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts Bücher, für die Studenten berühmte Professoren um Einträge ersuchten. Später wurde es üblich, Studienfreunde, Freunde, Gäste oder Zufallsbekanntschaften darum zu bitten. Gerade aus dem 17. und 18. Jahrhundert sind viele Beispiele bekannt, dass ein solches Stammbuch zahlreiche Einträge enthalten kann, die aus dem familiären oder beruflichen Umfeld des Besitzers stammen und sonst nur schwer erreichbare genealogische und sozialgeschichtlich relevante Angaben überliefern. Die Gattung des jeweiligen Eintrags war nicht festgelegt: Manche der Eintragenden zitierten oder formulierten Texte poetischen, religiösen, manchmal moralischen, manchmal satirischen Inhalts. Andere zeichneten oder malten allegorische oder heraldische Bildmotive. Aufgrund der Notate zu den Personen, die nicht selten später vom Besitzer ergänzt wurden, sind die Stammbücher eine wichtige historische und kulturhistori-

³ Die ausgebliebene sogenannte Neuhochdeutsche Diphthongierung im Ortsnamen *Rif* (bei Salzburg) zeige etwa, dass sich dort »eine romanische Restbevölkerung bis in die ersten Jahrzehnte des 12. Jhs. gehalten« habe (S. 71).

sche Quellengattung, wegen der oft anspruchsvollen Bilder auch eine kunsthistorische Quelle von hohem Rang. Dies gilt vor allem dann, wenn ein solches Stammbuch in einem entsprechenden Umfeld, auf Anregung eines Kunstagenten oder Künstlers, entstanden war. Auch dafür sind Beispiele aus Augsburg bekannt, wo der Kunsthändler und Diplomat Philipp Hainhofer in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts Künstler, Kunden und Vertragspartner um entsprechende Einträge anging. Seine vier Stammbücher wurden 2014 in einer umfangreich kommentierten Edition ausgewertet und vorgestellt (Gerhard SEIBOLD, Hainhofers »Freunde«. Das geschäftliche und private Beziehungsnetzwerk eines Augsburger Kunsthändlers und politischen Agenten in der Zeit vom Ende des 16. Jahrhunderts bis zum Ausgang des Dreißigjährigen Krieges im Spiegel seiner Stammbücher, Regensburg 2014). Ein Beispiel solcher Bildeinträge ist von einem der bedeutendsten Augsburger Künstler erhalten geblieben (Sibylle APPUHN-RADTKE, *Inter nos!* Johann Esaias Nilson [1721–1788] und seine Freunde im Spiegel eines Stammbuchblattes, in: John R. PAAS [Hg.], Augsburg, die Bilderfabrik Europas. Essays zur Augsburger Druckgraphik des Frühen Neuzeit [Schwäbische Geschichtsquellen und Forschungen 21] Augsburg 2001, S. 163–172) Es ist bekannt, dass gerade von Besitzern aus der Reichsstadt Augsburg zahlreiche Stammbücher in den Bibliotheken und Sammlungen von Weimar, Nürnberg oder Frankfurt am Main erhalten sind, einzelne aber auch u. a. in Stockholm.

Der Herausgeber des Hainhoferschen Stammbuchs, der Historiker Gerhard Seibold, stellt nun in einer 2017 erschienenen Publikation fünf weitere Fallbeispiele vor, zu denen neben dem Lindauer Patrizier und Handelsherrn Erasmus Furtenbach (gest. 1618), der in Augsburg tätige Arzt Octavian Ploß (1695–1751), der in Regensburg lebende Lindauer Kaufmann Johann Michael Stattmiller (1737–1775) und die von Angelika Kauffmann 1795 in London porträtierte Münchener Gastwirtstochter Maria Barbara Stürzer, verehelichte Edle von Dall'Armi (1775–1819), gehörten. Für die Kunstgeschichte am wichtigsten dürfte das Stammbuch des Augsburger Gottlieb Christian Haid (1737–1815) sein, der aus einer weitverzweigten Augsburger Familie von Kupferstechern, Malern, Verlegern und Goldschmieden stammte und den größten Teil seines Lebens in Venedig verbrachte. Die Eintragungen in seinem Stammbuch stammen entweder von Augsburger Künstlern aus dem Zeitraum von 1756 und 1758 oder sind nach 1768 in Venedig ausgeführt wurden. Mit staunenswerter Akribie hat der Herausgeber Seibold umfassende Personendaten der Besitzer aus Archiven zusammengetragen und in Stammtafeln dargestellt. In ausführlichen Tabellen sind die Urheberinnen und Urheber der Einträge verzeichnet. Damit ist für die verschiedensten künftigen familien- und sozialgeschichtlichen Forschungen ein wichtiges Hilfsmittel bereitgestellt. Der umfangreiche Bildteil zeigt die Bildseiten der Stammbücher, die etwa im Fall Furtenbachs neben Wappen, biblischen und emblematischen Darstellungen auch kostümgeschichtlich besonders aussagekräftige Illustrationen zur Tracht vornehmer Mitglieder der zeitgenössischen Genueser Gesellschaft umfassen. Vor allem bei den Exemplaren für Haid und Stürzer überwiegen die künstlerisch anspruchsvollen Notate durch die Inskribierenden: bei Haid Johann Elias Haid, Anton Christoph Gignoux, Claude François Thiebault (?), James Wyatt, Georg Leopold Hertel nach Johann Esaias Nilson, Maria Helena Eichlin, Emmanuel Eichel, Gabriel Jakob Hornester; bei Stürzer J. M. Wunder, Wilhelm von Kobell, Angelika Kauffmann, Karl Graf Paumgarten, Friederike von Dittmer, C. Tylor. Man kann nur hoffen, dass auch andere Beispiele für die Gattung, die die verschiedensten »Netzwerke« zwischen dem 16. und frühen 19. Jahrhundert anschaulich werden lassen, in einer ebenso exemplarischen Weise bearbeitet werden.

Wolfgang Augustyn

Claudius STEIN, Die Kunstkammern der Universität Ingolstadt. Schenkungen des Domherrn Johann Egolph von Knöringen und des Jesuiten Ferdinand Orban (Beitr. zur Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München 9) München 2018, 264 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-8316-4746-0, € 69.

Zway Paar tyrkische Pantöffl [...] Drey seltzame indianische Gewex [...] Ain grosser rother Marmlstain seu potius das Weibl Porphyris [...] Item ein Zann hypocentauri [...] Pileus Caroli 5ti [...] Ain in Holtz eingefasstes Täffelein Otthonis cardin. [...], verzeichnet das 1682 angelegte Inventar der Knöringen-Kunstkammer (Edition S. 148–155). Antiquarium und Büchersammlung hatte der Augsburger Domherr Johann Egolph von Knöringen, der spätere Fürstbischof, 1573 zum Großteil der Universität Ingolstadt vermacht, was zur damaligen Zeit ein absolutes Novum darstellte, besaß doch keine weitere alteuropäische Universität zu diesem frühen Zeitpunkt eine Kunstkammer. Knöringens Bücherstiftung steht auch am Anfang der heutigen Universitätsbibliothek München. So lautet ein zentrales Ergebnis der anzuzeigenden umsichtigen und bedeutsamen Studie: »Die Galerie von Pisa datiert auf ca. 1640, also fast 70 Jahre nach der Ingolstädter Kunstkammer, die somit als singulärer, bisher als solcher nicht erkannter Vorläufer italienischer Kulturstadien in den damit doch nicht so stark vom Kulturgefälle betroffenen deutschen Landen regiert« (S. 73). Claudius Stein erweitert nun seine einschlägigen Studien zu den universitären Sammlungen, indem er die Stiftung Knöringens kontextualisiert und das Sammlungswesen der Universität mit ihren historischen Standorten Ingolstadt (bis 1800), Landshut (bis 1826) und nunmehr München aufarbeitet, zumal der Autor auch die Sammlung des Jesuitenpaters Ferdinand Orban, die mit Aufhebung der Societas Jesu 1773 an die Hochschule fiel und mit der Kunstkammer Knöringens vereinigt wurde, erschließt.

In der Domkustodie, einem Komplex zwischen Hohem Weg, Kustos- und Spenglergässchen (heute Hoher Weg 18), war die ursprüngliche Kunstkammer Knöringens mit der dortigen Büchersammlung und dem Kirchenschatz der Kapelle verschränkt. Gewachsen, wie Stein annimmt, in Anlehnung an die reichsstädtischen Antikensammlungen Konrad Peutingers oder Raymund Fuggers, verzahnten sich in den Sammlungen Bücherwissen und konkrete Objektschau zu einem letztlich holistischen Heil- und Weltverständnis. Der Autor zeichnet den Weg der Sammlung durch die Jahrhunderte nach (Mitte des 17. Jahrhunderts war diese aufgrund räumlicher Probleme in einem rechten Tohuwabohu), kann die geistesgeschichtliche Bedeutung seines Untersuchungsgegenstands herausarbeiten und Desiderata der Forschung aufzeigen. Akribisch wird den Einzelstücken nachgespürt: Die Münzsammlung gründete auf der des Freiburger Humanisten Heinrich Glarean, des Lehrers Knöringens. Dieser war auch an antiken Maßwerkzeugen interessiert. Ein Dutzend von diesen lassen sich dann auch beim Augsburger Domherrn nachweisen. Das Birett des berühmten Reformationstheologen Johannes Eck (ebenso wie sein Lehrstuhl) ging 1944/45 im Krieg verloren. Erhalten haben sich hingegen ein Faun (mit Knöringenwappen), eine Alabasterbüste (gemeinhin als die Ferdinands I. identifiziert) oder das Gipsrelief eines *homo doctus*.

Von besonderem Wert ist der Editionsteil der durch ein Personenregister zu erschließenden Untersuchung. Da ein geschlossener Überlieferungsbestand fehlt – in Ingolstadt waren die Dokumente zum Knöringen-Antiquarium in der 50. Schublade des Archivschanks untergebracht, wobei die Zusammenstellung sich schon im 18. Jahrhundert deutlich gelichtet hatte –, werden auf den Seiten 137 bis 160 die bisher ungedruckten und gedruckten Quellen zusammengestellt (woraufhin bis S. 219 eine Quellenauswahl zur Sammlung Orban folgt). Bereits der berühmte Bistumshistoriker Friedrich Zoepfl hat aus der Sammlung auf das Humanistenprofil Johann Egolphs von Knöringen geschlossen. In seiner Würdigung resümierte Zoepfl: »Begleiteten die Musen und Musenjünger Johann Eglolf auch in den Episkopat, sie waren doch nicht stark genug, ihn, wie teilweise seinen großen Vorgänger [gemeint ist Otto Truchsess von Waldburg], in der Erfüllung der bischöflichen Aufgaben zu

beirren« (Das Bistum Augsburg und seine Bischöfe im Reformationsjahrhundert, München/Augsburg 1969, S. 558). Auch wenn große Kunstkenner wie Hainhofer oder Sandrart kein Wort über die Sammlung schreiben, so sollten daraus, so Stein, keine allzu großen Schlüsse gezogen werden. Als 1660 der Bollandist und Jesuitenpater Daniel Papebroch in die Räume geführt wurde, urteilte er fasziniert: »Auf der rechten Gebäudeseite über dem Sitzungsraum des Akademierats befindet sich die vielfältige Raritätensammlung, die vernachlässigt über Tische und Regale verteilt liegt oder an den Wänden hängt. Dort gab es – was ich bisher nirgends gesehen hatte – Präparate eines Chamäleons und einer winzigen Eidechse und den Kopf einer größeren mit aufgerissenem Rachen, der perlglänzt wie kleine weiße Elfenbeinplättchen« (vgl. S. 46 und 157 f.).

Christof Paulus

Reinhard BAUMANN, *Mythos Frundsberg. Familie, Weggefährten, Gegner des Vaters der Landsknechte*, Mindelheim 2019, 228 S., zahlr. Abb., ISBN 978-3-947423-15-6, € 19,95.

Sagenhaftes wurde schon zu Lebzeiten über Georg von Frundsberg berichtet: Ein galoppierendes Pferd könne er aufhalten, ein Geschütz mit seiner Hüfte verschieben, mit einem Finger einen breit stehenden Mann umstoßen. Und auch heute hält nicht zuletzt das Mindelheimer Frundsbergfest das Andenken an den »Vater der Landsknechte« fest. Doch trifft dieser Beiname zu? Dieser Leitfrage geht der Autor in seinem gut zu lesenden, populären, doch quellennahen und noch im Maximilianjahr 1519 publizierten Band nach mit klarem Ergebnis: »Der eigentliche *Vater der Landsknechte* war nicht Kaiser Maximilian I., sondern Georg von Frundsberg. Zeitgenossen haben ihm diesen Titel zugebilligt, Quellen belegen das« (S. 27). Es ist nicht zuletzt die Biographie des Feldsekretärs Adam Reißner, die Baumann als zentrale Quelle für seine kontextualisierende Lebensbeschreibung dient. Doch zieht der Autor eine Reihe weiterer Quellen für seine Studien heran, gedruckt wie die »Autobiographie« Schertlins von Burtenbach, gemalt wie die Seccobilder aus dem Torstüble der Mindelburg oder Ungedrucktes aus dem Tiroler Landesarchiv Innsbruck, dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien oder dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv. Ohnedies ist Baumann durch seine Studien – allen voran die Frundsbergbiographie (1984) und seine Landsknechtmonographie (1994) – einschlägig zur Thematik ausgewiesen.

Nachdem die Erforschung des Landsknechtwesens durch die völkisch-heldische Depravierung in der NS-Zeit lange Zeit im schlechten Licht gestanden war, hat Baumann mit seinen Forschungen viel zu einer seriösen Militärgeschichte des 16. Jahrhunderts und deren Rehabilitierung als historische Disziplin beigetragen. Hierfür wählte er in Nachfolge der Bosl-Prinz-Schule einen gesellschaftsgeschichtlichen Zugriff, den er auch in seiner hier anzuzeigenden Darstellung weitergeführt hat, jedoch unter anderen Vorzeichen. Lange als remonarchisierend verschrien, haben Biographien spätestens seit Lothar Galls »Bismarck« (1980) in der historischen Zunft Konjunktur. In diesem biographischen Strom findet nun Baumann sein eigenes Floß. Goethes berühmtes Dictum, es gehe darum »den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widersteht, inwiefern es ihn begünstigt«, löst der Autor mit »Unterbiographien«, die, in Kapitel gefügt, ihm auch die Gliederung vorgeben. So wird nach einem ersten Überblick das familiäre Umfeld (Frundsbergs Ehefrauen, seine Kinder, sein Kompagnon Hans Jacob von Landau) umrissen; hierauf werden die »Weggefährten« vorgestellt – Frundsbergs Locotenenten wie Conrad von Bemelberg oder Franz von Kastlalt, seine Hauptleute (Ludwig von Helfenstein oder der erwähnte Schertlin), anhand von fünf Beispielen seine Knechte – von Frundsberg im patriarchalischen Verständnis »die frommen guten Knechte« genannt. Im letzten Kapitel marschieren dann Frundsbergs Gegner auf: Bartolomeo d’Alviano, Giovanni dalle Bande Nere oder Michael

Gaismair. Abgeschlossen wird der Band durch zwei Karten zu den meisterlichen Alpenübergängen 1522 und 1526 sowie durch eine Bildergalerie zum Frundsbergfest.

Insgesamt, so wird man urteilen dürfen, ist der über Bezügenetze operierende Ansatz gelungen. Die Fülle der Lebensbilder fügt sich zu einem Zeitbild. Demnach ist der Band auch für diejenigen reizvoll, die sich etwa mit Frundsbergs Schwager Ludwig von Lodron oder Oswald Fragensteiner beschäftigen, dessen Zeitgedicht von der Schlacht von Bicocca das Frundsbergbild nachhaltig geprägt hat (*Her Georg, der from redlich ritter gut, / stund da in unvertzagtem mut, / wie ein beer im vordristen glit*). Von Zeitgenossen als neuer Hannibal und Leonidas gefeiert, umsegelt Baumann jedoch jede Verklärung und apotheotische Darstellung seines Helden.

Christof Paulus

Neueste Geschichte

Rafael Seligmann, Lauf, Ludwig, lauf! Eine Jugend zwischen Fußball und Synagoge, Stuttgart 2019, 320 S., ISBN 978-3-7844-3466-7, € 24.

Der historische Roman des bekannten Journalisten und Romanautors Rafael Seligmann (Jahrgang 1947) führt mitten hinein in die jüngere Geschichte Schwabens. Schauplätze sind Stuttgart, Ulm, Augsburg, vor allem aber Ichenhausen im Landkreis Günzburg, das vor 1933 als das »schwäbische Jerusalem« galt. Die dortige Synagoge wird vom Erzähler, Ludwig Seligmann (1907–1975), dem tatsächlich in Ichenhausen aufgewachsenen und auf Photographien vorgestellten Vater des Autors, wiederholt besonders wegen ihres prächtigen Sternenhimmels beschworen (S. 15 f.): »Himmel! Die Decke der Synagoge war als blaues Firmament voller gelber Sterne gestaltet. Das Himmelszelt und die Sterne leuchteten zu jeder Tageszeit in anderen Farben. Im Sommer schimmerte der Synagogenhimmel am Schabbatvormittag so hell, dass die Sterne verblassten – wie im Freien. An regnerischen Tagen nahm er die grünliche Farbe unserer Günz an. Jetzt am Abend war die Decke ins Zwielficht getaucht. Die Helle der Kerzen und des elektrischen Lichts ließen das blaue Zelt dunkel erscheinen, während die Deckensterne blinkten. Der Zauber unseres Synagogenhimmels blieb mein Leben lang ungebrochen.« Darüber hinaus beschreibt der Erzähler Ludwig anschaulich wie eindringlich die Synagogengottesdienste im Jahreslauf, wobei diesbezügliche Begriffe wie »Bima« oder »Chasan« im Glossar (S. 332 f.) erklärt werden. So weiß der Leser nach der Lektüre des historischen Romans eine Menge über den Alltag der Ichenhausener Bürger jüdischen Glaubens im frühen 20. Jahrhundert – bis zur Vertreibung und Vernichtung der Gemeinde ab 1933.

Aber der glänzend erzählte Roman bietet weit mehr als ebenso zuverlässige wie packend vermittelte Geschichtsschreibung. Der Roman ist eine auch als Schullektüre geeignete, überaus empfehlenswerte und mitreißend erzählte coming-of-age-Geschichte. Denn der Erzähler Ludwig Seligmann alias Wiggerl, auch Ludl genannt, entwickelt sich vom Knaben zum jungen Erwachsenen, der sich in der Schule, als Lehrling und auf dem Fußballplatz nicht zuletzt bei seinen christlichen Freunden und Vereinskameraden Respekt verschafft. Seine ersten Verliebtheiten und spätere mitunter verwickelten Beziehungen werden sensibel geschildert. Der fußballerisch wie intellektuell begabte Ludwig – schon der wittelsbachische Name bezeugt die selbstverständliche Beheimatung der Ichenhausener jüdischen Glaubens im Königreich Bayern noch im frühen 20. Jahrhundert – besucht zunächst das Gymnasium, das er aber aus wirtschaftlicher Not der Familie wieder verlassen muss, um Kaufmann zu werden und die Familie zu ernähren. Der Vater kam nämlich traumatisiert aus

dem Ersten Weltkrieg zurück und hat all seine frühere Tatkraft als selbständiger Geschäftsmann eingebüßt. Daher müssen Ludwig und sein älterer Bruder Heinrich das Familiengeschäft übernehmen und sich als Vertreter für Textilien verdingen. Während dies in den sogenannten Goldenen Zwanzigern gut gelingt, wird die wirtschaftliche Lage in der Weltwirtschaftskrise immer schwieriger, wobei die Seligmanns mit wechselndem Erfolg sich der konjunkturellen Großwetterlage anpassen. Insofern stellt »Lauf, Ludwig, lauf!« auch einen Kaufmannsroman dar, nicht unähnlich den »Buddenbrooks« von Thomas Mann. Der dort porträtierte »Verfall einer Familie« korrespondiert mit der kontinuierlichen Verschlechterung der Lebensumstände bei den Seligmanns. Während Ludwigs Vater im Dezember 1914 noch durchaus stolz als »Feldwebelleutnant« zum Fronturlaub am Günzburger Bahnhof anlangt, von wo er von Frau und Kindern samt Hausdiener als angesehener Bürger nach Ichenhausen kutschiert wird, verdüstert sich schon während des Großen Krieges die Lage, als eine Zählung der jüdischen Kriegsteilnehmer an allen Fronten einsetzt, um die vermeintlichen jüdischen Drückeberger zu entlarven, wobei sie im Gegenteil beim Ergebnis der Zählung glänzend rehabilitiert wurden. Nach 1918 nehmen dann die Anfeindungen gegen die jüdische Bevölkerung erheblich zu und ab 1933 brechen alle Schleusen, so dass der katholische Ichenhausener Prälat Sinsheimer die eindringliche Mahnung ausspricht (S. 322): »Lauf, Ludwig! Lauf weg, so schnell und weit, wie du kannst! Wer das Kreuz verachtet und die Juden hasst, ist des Teufels.« Wie ein roter Faden durchzieht der Titel in wörtlichen Reden den Roman, in dem wiederholt die Zuschauer den herausragenden Stürmer des Ichenhausener Fußballvereins anfeuern: »Lauf, Ludwig, lauf!« – oder mehr in der Mundart: »Lauf, Wiggerl, lauf!« Nicht von ungefähr klingt hier das in den USA durchaus sprichwörtlich gewordene »Run, Forrest, run!« an. Denn auch Forrest Gump durchläuft die Geschichte seines Landes. Und während Forrest Gump im Wesentlichen die Präsidentschaften von Kennedy, Johnson und Nixon im wahrsten Sinne des Wortes erlebt, tut dies Ludwig Seligmann für das schwäbische Ichenhausen von der Monarchie über die Räterepublik zur Weimarer Republik bis hin zur »Machtergreifung« 1933, nicht zuletzt als pfeilschneller, laufstarker sowie treffsicherer Fußballer und Torschütze. Darüber hinaus trifft der vielseitig begabte Ludwig nicht nur die Tore, sondern auch die Töne im eindrücklich geschilderten Synagogengesang wie im eher geselligen Gesangsverein.

Es zeigt sich im Romanganzes ein sehr differenziertes Bild vom Alltag der Ichenhausener mit jüdischer Konfession, und auch das Judentum vor 1933 wird sehr differenziert in breitem Spektrum zwischen Orthodoxie und Zionismus vorgestellt. Da der Romanautor Rafael Seligmann offenbar an der Fortsetzung arbeitet, könnten sich die Seligmanns tatsächlich zu den »Buddenbrooks« von Ichenhausen entwickeln, die wie bei Thomas Mann zu Repräsentanten ihrer jeweiligen Epoche werden. Und wie Lübeck bei Thomas Mann doch für mehr steht als nur die Hansestadt, so steht Ichenhausen bei Rafael Seligmann, der im übrigen glänzend und kurzweilig erzählt, für mehr als die kleine Stadt im bayerischen Schwaben, zumindest für das blühende Judentum in Medinat Schwaben, das seit der Frühen Neuzeit vor allem in Vorderösterreich erblühen konnte, darüber hinaus aber für eine um 1900 gefestigte christlich-jüdische Mitbürgerschaft, welche jedoch schon ab 1914 zunehmend in die Ausgrenzung der Juden mündete. Und in der Tat hat der Roman ganz Bayern im Blick, wenn etwa episodisch geschildert wird, wie die Drangsalierungen gegen Juden in protestantischen Gegenden (Frankens) früher und brutaler einsetzen als in katholischen Gebieten (Schwabens), was sich bekanntlich in den Wahlergebnissen für die NSDAP bis 1933 spiegelt. Und so wird Ludwig als junger Kaufmann im fränkischen Ansbach von der SA brutal misshandelt. Bei all den zutreffend geschilderten historischen Sachverhalten hört man keineswegs das trockene Papier der Quellen rascheln, sondern der Leser folgt nur allzu gebannt Ludwigs Lebenslauf. Dem packenden Roman ist daher (nicht nur in Schwaben) eine große Leserschaft zu wünschen.